

ELIZABETH
PETERS

dot
books

VICKY BLISS



UND DER BLUTROTE
SCHATTEN

KRIMINALROMAN

»Selbstverständlich.« Er winkte dem Kellner und beobachtete fasziniert, wie ich irgendetwas vertilgte, das in erster Linie aus Schlagsahne und Eiercreme bestand. »Es gefällt mir, wenn Frauen gern essen«, erklärte er.

Ich musterte ihn, leckte mir Eiercreme von der Oberlippe, doch er schien keineswegs amüsiert. »Sie haben Recht«, fuhr er fort. »Ich sollte Ihnen nicht den Urlaub verderben. Verzeihen Sie mir. Ich gelobe Besserung und werde Ihnen das Nachtleben von Stockholm zeigen.«

Das hörte sich vielversprechend an. Ich lächelte. »Gute Idee.«

Es gab noch eine kleinere Panne, als ich meine Tasche unter dem Tisch hervorzertrte und aus alter Gewohnheit überprüfte, ob deren Inhalt vollständig war. Dieses verflixte Ding springt ständig auf, da ich so viel mit mir herumschleppe, deshalb war ich kaum erstaunt, als mehrere Dinge fehlten. »Mein Pass«, entfuhr es mir.

Leif musterte den auffallend sperrigen Gegenstand kritisch. »Sie sollten Ihre Tasche immer in Griffweite haben.«

»Sie ist zu groß.« Ich spähte unter den Tisch und schrak zurück, als ich mich mit Leif konfrontiert sah. In der Dunkelheit glänzten seine Augäpfel wie hartgekochte Eier. Absolut widerlich.

»Wie ich es mir gedacht habe«, brummte er und tastete den Boden ab. »Pass, Lippenstift, Kamm ... Was zum Teufel ist das?«

Ich hatte keine Ahnung. Unter dem Tisch war es zu dunkel. Wir erhoben uns ins Licht, und Leif händigte mir meine Habseligkeiten aus, darunter auch den Gegenstand, der seine entsetzte Frage provoziert hatte. Ich konnte es ihm nicht verdenken; es muss sich wie etwas ziemlich Verwestes angefühlt haben. Ich liebe die Backwaren einer ganz bestimmten Münchner Konditorei. In diesem Fall handelte es sich um einen matschigen Marmeladenkrapfen. Ich hatte ihn in meiner Tasche völlig vergessen.

»Tut mir Leid«, murmelte ich, während ich alles wieder verstaute. Leif wollte seine Finger ablecken, überlegte es sich dann anders und wischte sie an seiner Serviette ab. »Ist alles vollständig?«, fragte er mit dem vorwurfsvollen Hundeblick, der Männern eigen ist, wenn sie mit Damenhandtaschen konfrontiert sind.

»Ich denke schon. Nein, Augenblick mal – mein Notizbuch.«

Eine Zeitlang krochen wir erfolglos unter dem Tisch herum. Der Kellner verfolgte unsere Aktivitäten mit zunehmendem Entsetzen; als ich ihn aufklärte, beteiligte er sich an der Suche. Schließlich meinte er kurzatmig: »Vielleicht ist es unter einen der anderen Tische gerutscht. Wenn Sie möchten, dass ich nachsehe ...«

»Es stand nichts Wichtiges darin«, erwiderte ich. »Falls es auftaucht, heben Sie es bitte für mich auf. Ich schaue vorbei, wenn ich wieder in der Gegend bin.«

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht weitersuchen wollen?«, fragte Leif auf dem Weg zur Tür.

Ich beruhigte ihn. Das Notizbuch war neu; es enthielt nichts außer ein paar Adressen und diversen Notizen.

Trotz allem wurde der Abend ein voller Erfolg. Als Erstes besuchten wir einen Jazzclub – »mit Jazzmusik«, worauf ein Plakat am Eingang pedantisch hinwies. Dann gingen wir in einen Nachtclub und tanzten. Leif war ein begnadeter Tänzer. Für einen so hünenhaften

Mann waren seine Bewegungen außergewöhnlich rhythmisch und elegant. Danach spazierten wir entlang der Uferpromenade. Die weißen Boote schaukelten vor Anker, und die Lichter warfen lange Schatten auf das Wasser. Er nahm meine Hand, wir redeten nicht viel. Als wir schließlich den Rückweg zum Hotel antraten, hatte ich J. Smythe fast vergessen; falls ich überhaupt noch an ihn dachte, dann nur, um ihm im Stillen zu danken, dass er mir unbeabsichtigt die Bekanntschaft mit Leif ermöglicht hatte.

Obwohl es bereits nach Mitternacht war, waren die Frontfenster von Restaurant und Bar hell erleuchtet, und es herrschte reges Treiben im Foyer. Leif begleitete mich zum Empfang und wartete, während ich nach meinem Zimmerschlüssel fragte. Der Angestellte reichte ihn mir, zusammen mit einem kleinen Stapel Mitteilungen.

»Es gab mehrere Anrufe, Dr. Bliss. In dringenden Fällen hilft unsere Telefonzentrale Ihnen gerne weiter.«

Leif stand höflich neben mir und gab sich desinteressiert, als ich meine Zimmernummer nannte. Trotzdem wurde er neugierig, als er die Mitteilungen sah.

»Hoffentlich ist alles in Ordnung«, murmelte er.

Ich hielt die Notizen hoch, so dass er sie lesen konnte. »Sie sind alle von Schmidt. Dem Direktor des Nationalmuseums, wie Sie sicherlich wissen.«

»Vicky, Sie brauchen mich nicht zu überzeugen ...«

»Dachte nur, ich sollte es erwähnen.«

»Er scheint Sie sehr dringend sprechen zu wollen ...«

»Ich weiß, was er will. Nichts von Bedeutung. Also dann ...«

Ich stopfte die Notizen in meine Tasche und wandte mich vom Tresen ab. Leif verbeugte sich steif. »Gute Nacht, Vicky. Schlafen Sie gut.«

»Oh«, erwiderte ich. »Gute Nacht. Und danke.«

»Darf ich Sie morgen anrufen?«

»Ja, das dürfen Sie.«

Er verbeugte sich erneut, drehte sich auf dem Absatz um und bewegte sich mit militärischer Präzision zum Ausgang.

Persönliches Interesse vorzutäuschen ist eine Methode, um einen Verdächtigen zu beobachten. Ich zog es vor zu glauben, dass er mir nichts vorspielte. Er bot einen großartigen Anblick, als er majestätisch durch die Hotelhalle schritt; sein flachsblondes Haar schimmerte wie ein goldener Helm.

Trotz der angenehmen Zerstreung während der letzten Stunden hatte ich gewisse andere Eventualitäten nicht vergessen. Todesmutig schlich ich auf mein Zimmer und atmete erst auf, als ich jede Ecke inspiziert hatte. Es war niemand da. Und soweit ich das beurteilen konnte, war auch niemand dagewesen.

Vier von Schmidts Mitteilungen waren mit dem Vermerk »Dringend« versehen. Bevor ich ihn zurückrief, nahm ich ein schönes, entspannendes Bad und bereitete mir eine Tasse Kaffee zu mit meinem handlichen Elektrowasserkocher. Schmidt ist eine Nachteule, und außerdem kümmerte es mich nicht sonderlich, ob ich ihn aufweckte. Immerhin besaß er die Dreistigkeit, mich zu belästigen, obwohl ich kaum einen Tag fort war.

Natürlich meldete ich ein R-Gespräch an. Er wollte mit mir reden, also konnte er auch zahlen. Als er das Telefonat ohne Murren annahm, dämmerte mir so langsam, dass ich

mich geirrt hatte, was den Anlass seines Anrufs betraf.

Er sagte nicht einmal hallo. »Was haben Sie jetzt wieder vor?«, brüllte er. »Was denken Sie sich eigentlich? Das nennen Sie einen kleinen Urlaub? Im Land Ihrer Vorfahren, dass ich nicht lache! Sie haben mich getäuscht, Sie haben mich angelogen – mich, Ihren Freund, Ihren Gönner, Ihren ...«

»Eine Sekunde! Ich habe Sie nicht angelogen, Schmidt. Würde ich etwas Derartiges tun?«

»Ja.« Er schnappte nach Luft. Als er sich etwas beruhigt hatte, versuchte er es mit subtileren Taktiken. Seine Stimme klang einschmeichelnd. »Handelt es sich um einen Fall wie den Riemenschneiders, meine liebe Vicky? Um einen weiteren Schatz für unser Museum?«

Er bezog sich auf das Artefakt eines deutschen Bildhauers aus dem Mittelalter, das ich aufspürte, nachdem es vierhundert Jahre lang als verschollen gegolten hatte. Im Verlauf dieser merkwürdigen Geschichte hatte ich Schmidt kennengelernt, und obwohl ich mir in dieser Sache vor allen anderen ein gewisses Maß an Kompetenz zuschreiben würde (Schmidt jedenfalls besaß keine, sondern war von Anfang bis Ende ein entsetzlicher Plagegeist gewesen), suggerierte mein Erfolg ihm eine übersteigerte Vorstellung von meinen Fähigkeiten.

»Nein«, erwiderte ich im Brustton der Überzeugung. Hatte sich Schmidt erst einmal etwas in seinen großen, runden Glatzkopf gesetzt, vermochten ihn nur brutale Methoden umzustimmen. Ich wollte nicht, dass er nach Schweden reiste und sich an meinen Vergnügungen beteiligte. Was das Museum betraf, war er beinahe genauso verschlagen wie John. Die beiden zusammen ... Allein der Gedanke trieb mir den kalten Schweiß auf die Stirn.

»Ihr Verhalten betrübt mich«, fuhr ich fort. »Sie haben keinen Grund zu solchen Anschuldigungen.«

Normalerweise ist Schmidt am Boden zerstört, wenn man ihn angreift. Diesmal jedoch nicht. »Sie behaupten, es sei bedeutungslos, wenn ich heute von drei Personen erfahre, dass sie Ihre Cousins sind und Sie dringend finden müssen? In all den Jahren hat noch keiner Ihrer Cousins angerufen. Und heute waren es drei an einem einzigen Tag!«

»Ich habe ungefähr 200 Cousins und Cousinen«, erwiderte ich nach kurzer Überlegung. »Wir sind eine fruchtbare Familie.«

»Drei? An einem Tag?«

»Haben sie ihre Namen hinterlassen?«

»Aber sicher. Einer war Cousin Bob.«

Ich habe einen Cousin namens Bob. Als ich das letzte Mal von ihm hörte, lebte er mit seiner vierten Frau in Chicago und hatte drei Jobs, um den Unterhalt für seine riesige Kinderschar zahlen zu können. Wie schon gesagt, wir sind eine fruchtbare Familie. Es war kaum vorstellbar, dass sich Bob in Europa aufhielt, sondern eher verflucht unwahrscheinlich.

»Das ist einer davon«, meinte ich provokativ.

»Nummer zwei war Cousin George.« Schmidts Stimme troff vor Sarkasmus.

Ich habe wirklich viele Cousins. An einen George vermochte ich mich nicht zu

erinnern.

»Das macht zwei. Hat einer seinen Nachnamen genannt?

»Ja, Nummer drei.« Schmidt klang offen gestanden verwirrt. »Er unterschied sich von den anderen, Vicky. Er rief als Erster an, und als er erklärte, dass er der schwedische Cousin sei, den Sie besuchen wollten, dachte ich lediglich, Sie hätten sich verfehlt.«

Ein entsetzlicher Gedanke schoss mir durch den Kopf, entsetzlicher als alles, was ich im Verlauf des Tages reflektiert hatte. Ich krächzte: »Großer Gott, hoffentlich haben Sie ihm nicht mein Hotel genannt.«

»Halten Sie mich für einen alten Schwachkopf? Ich erklärte ihm, dass ich das nicht könne, und er zeigte absolutes Verständnis. Er behauptete sogar, er sei froh, dass Sie einen so umsichtigen und sensiblen Freund hätten.«

»Danke, Papa Schmidt«, erwiderte ich feierlich.

»Pah«, schnaubte Schmidt. »Er war ebenfalls ein älteres Semester, Vicky. Zumindest klang seine Stimme wie die eines alten Mannes, und er nannte mir nicht nur seinen Namen und seine Anschrift, sondern alle möglichen Referenzen.«

»Wie bitte?«

»Hören Sie schlecht? Sein Name lautet Gustaf Jonsson.« Er buchstabierte. »War Jonsson nicht der Mädchename Ihrer Mutter?«

»Der Mädchename von Vaters Mutter. Woher wissen Sie das? Sie haben schon wieder in meinen persönlichen Unterlagen herumgeschnüffelt, Schmidt.«

»Mr. Gustaf Jonsson hat es erwähnt«, versetzte Schmidt steif.

Ich entschuldigte mich. Schmidt schnüffelt heimlich herum, manchmal auf der Suche nach Rosannas zukünftigen Abenteuern (er hat keine Ahnung, dass ich sie als Köder für ihn auslege), manchmal aus reiner Neugier. Ich habe nichts dagegen. Solange es ihn glücklich macht.

»Hmhm«, brummte Schmidt, nachdem ich mich überschwänglich entschuldigt hatte. »Haben Sie etwas zu schreiben? Ich gebe Ihnen die Adresse und Telefonnummer von Mr. Jonsson. Er bittet um Ihren Rückruf.«

Als ich nach meiner Tasche griff, fiel mir ein, dass ich mein Notizbuch verloren hatte. Ich schrieb die Information auf die Rückseite einer der Mitteilungen.

»In Ordnung«, sagte ich. »Danke.«

»Ich hoffe, Sie haben wirklich Grund, mir zu danken«, versetzte Schmidt skeptisch. »Vicky, mir ist nicht wohl bei dieser Geschichte.«

Er sprach mir aus der Seele. Trotzdem versuchte ich meine Panik mit Neugier zu überspielen, als ich Schmidt über meine Anrufer ausfragte. Er konnte mir nicht viel mehr sagen. »Bob« und »George« hatten ganz normale Stimmen gehabt, ohne einen für Schmidt erkennbaren Akzent. Keiner von beiden hatte weitere Informationen verlangt, nachdem sie erfahren hatten, dass ich außer Landes war und erst in einigen Wochen zurückerwartet wurde. Mr. Jonsson hingegen war ausgesprochen gesprächig gewesen. In der Tat hatte er Schmidt Referenzen genannt – zwei Banken und einen früheren Außenminister.

»Das Ganze klingt äußerst mysteriös«, sinnierte ich. »Ich danke Ihnen für Ihre Kooperationsbereitschaft, Schmidt. Ich melde mich wieder.«

Ich hatte nicht erwartet, ihn so leicht loszuwerden, was sich auch als richtig erwies. Er

überschüttete mich mit Ermahnungen, Warnungen und Vorschlägen. Schließlich legte ich auf.

Ich erhob mich von meinem gemütlichen Platz auf dem Bett und schlenderte zum Fenster. Mein Zimmer befand sich auf der Frontseite des Hotels mit Blick über den Kai. Vermutlich verdankte ich Schmidts Einfluss diese exponierte Lage.

Direkt gegenüber lag die »Stadt zwischen den Brücken«, eine Insel, deren dichte Bebauung stufenförmig in den Nachthimmel aufragte. Sie wirkte wie ein einziges, riesenhaftes Gebäude, eine Zitadelle oder ein Schloss, mit Tausenden hell erleuchteten Fenstern, und das dunkle Wasser, auf dem Lichtkegel tanzten, hätte ein Schutzwall sein können.

Es war so wunderschön, dass ich meine Probleme minutenlang vergaß und nur die Aussicht genoss. Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit praktischeren Erwägungen zu, stellte erleichtert fest, dass sich mein Zimmer auf der dritten Etage befand und der nächstgelegene Balkon ein ziemliches Stück entfernt, nämlich rechts unter mir. Die Straße und der Kai vor dem Hotel waren so hell wie bei Tageslicht. Niemand würde durch das Fenster zu mir vordringen, es sei denn, er wäre eine menschliche Schmeißfliege. Was John zwar war, aber als vorsichtiger Mensch würde er es kaum riskieren, unter Hunderten von Blicken die hell erleuchtete Frontfassade zu bezwingen.

John war mir als Erstes eingefallen, als Schmidt meine unbekanntenen »Cousins« aufzählte. Bei näherer Überlegung bezweifelte ich jedoch, dass er sich Bob oder George nennen würde; er hätte irgendeinen verrückten Namen wie Agrivaine angegeben. Außerdem hatte er keinen Grund, sich nach meinem Aufenthaltsort zu erkundigen. Er wusste, wo ich war. Schließlich hatte er mich gesehen. Zweifellos war ihm auch mein Kofferaufkleber nicht verborgen geblieben – er hat Augen wie ein Luchs.

Leif hätte einer der »Cousins« gewesen sein können, der sicherstellen wollte, dass die Frau auf dem Flughafen mit dem Gepäck von Dr. Victoria Bliss auch wirklich Victoria Bliss war und nicht etwa eine Doppelgängerin. Doch das war genauso aberwitzig. Als Polizeibeamter konnte er das über offizielle Kanäle klären, ohne einfallsslose Namen erfinden zu müssen. Wenn er ein Polizeibeamter *war* ...

Ich hätte nur zu gern geglaubt, dass sich hinter Bob und George keine anderen als John und Leif verbargen. Die Alternative, dass sich mehrere unbekanntene und vermutlich feindlich gesinnte Gruppen an meine Fersen geheftet hatten, empfand ich als ausgesprochen unangenehm. Überaus merkwürdig war Cousin Gustaf. Sollte ich mit ihm in Kontakt treten? Zunächst entschied ich mich dafür. Dann dachte ich, dass ich diese Entscheidung aufschieben sollte. Daraufhin beschloss ich, schlafen zugehen und die Klärung dieses Dilemmas meinem Unterbewusstsein zu überlassen. Ich habe großes Vertrauen zu meinem Unterbewusstsein. Manchmal ist es der einzig funktionierende Teil meines Gehirns.